

Ein sonderbarer Fahrpass.

Unter der Anlage des Kettenzuges steht der 34 Jahre alte Kolporteur Emil Roderich B. vor Gericht.

Der Angeklagte, der auf einem Beine lahm und sich einer Krücke bedient, erachtet dringend verdächtig, den Droschkenkutscher Richard K. um das Fahrgeld für eine Droschkenfahrt vom Bahnhof Friedrichstraße nach dem Gerichtsgefängnis in Moabit geprellt zu haben.

Vors.: Sie sind nach Aussage der Akten einmal wegen Unterschlagung mit drei Tagen Gefängnis bestraft und haben die Strafe in diesem Jahre verbüßt.

Angell.: Das stimmt und ist so weit apropos. Ich konnte aber meine drei Tage Gefängnis nicht antreten, weil ich in Charlottenburg wohne, und von da bis Moabit kann ich mir mit meinem lahmen Beine nicht fortbewegen.

Vors.: Sie haben aber doch die Strafe tatsächlich angetreten und auch verbüßt.

Angell.: Angetreten? Ne. Anzusehen habe ich die Strafe, und gerade die sechs Monate und muß mich von Neuem je den unerbittlichen Arm der irdischen Gerechtigkeit vertheidigen. Ich hoffe aber, dieselbe Mal den Schlag der Jötin Themis mit meinen schlagenden Verteidigungsgründen abzuwehren.

Vors.: Wenn Sie sich noch einmal erlauben, die Achtung vor dem Gerichtshof durch ungeziemende Ausschreitungen zu verletzen, wird die Haftstrafe sofort gegen Sie vollstreckt werden.

Angell.: Ich habe mir wohl zu drastisch ausgeäuert, wollte aber bei der Sache nicht die Hand vom Kreuz lassen, es sei denn, wenn Sie mir die Strafe erlassen, und ich mich der Verurteilung widersetze.

Vors.: Wenn Sie sich noch einmal erlauben, die Achtung vor dem Gerichtshof durch ungeziemende Ausschreitungen zu verletzen, wird die Haftstrafe sofort gegen Sie vollstreckt werden.

Angell.: Ich habe mir wohl zu drastisch ausgeäuert, wollte aber bei der Sache nicht die Hand vom Kreuz lassen, es sei denn, wenn Sie mir die Strafe erlassen, und ich mich der Verurteilung widersetze.

Angell.: Also ich hatte von der Strafbefehlsbehörde eine schriftliche Einladung erhalten, drei Tage, die Sie mit wegen Unterschlagung aufzubringen hatten, in dem wunderschönen Moabit zu verbüßen, wo er wunderbar schön rumstarkt zu präpeln ist und die Zeit bei Blütenküssen und Strohmattenflechten so angenehm verstreicht.

Angell.: Ich habe mir wohl zu drastisch ausgeäuert, wollte aber bei der Sache nicht die Hand vom Kreuz lassen, es sei denn, wenn Sie mir die Strafe erlassen, und ich mich der Verurteilung widersetze.

Angell.: Also ich hatte von der Strafbefehlsbehörde eine schriftliche Einladung erhalten, drei Tage, die Sie mit wegen Unterschlagung aufzubringen hatten, in dem wunderschönen Moabit zu verbüßen, wo er wunderbar schön rumstarkt zu präpeln ist und die Zeit bei Blütenküssen und Strohmattenflechten so angenehm verstreicht.

Angell.: Ich habe mir wohl zu drastisch ausgeäuert, wollte aber bei der Sache nicht die Hand vom Kreuz lassen, es sei denn, wenn Sie mir die Strafe erlassen, und ich mich der Verurteilung widersetze.

Angell.: Ich habe mir wohl zu drastisch ausgeäuert, wollte aber bei der Sache nicht die Hand vom Kreuz lassen, es sei denn, wenn Sie mir die Strafe erlassen, und ich mich der Verurteilung widersetze.

Angell.: Ich habe mir wohl zu drastisch ausgeäuert, wollte aber bei der Sache nicht die Hand vom Kreuz lassen, es sei denn, wenn Sie mir die Strafe erlassen, und ich mich der Verurteilung widersetze.

Angell.: Ich habe mir wohl zu drastisch ausgeäuert, wollte aber bei der Sache nicht die Hand vom Kreuz lassen, es sei denn, wenn Sie mir die Strafe erlassen, und ich mich der Verurteilung widersetze.

Angell.: Ich habe mir wohl zu drastisch ausgeäuert, wollte aber bei der Sache nicht die Hand vom Kreuz lassen, es sei denn, wenn Sie mir die Strafe erlassen, und ich mich der Verurteilung widersetze.

Stolz war er wahrhaftig nicht, aber schließlich großmütig, der Löwe, der dieser Tage aus einer Penagerie in Albert, im französischen Departement La Somme, entwich. Als er den Eingeborenen, die wie nährlich davonliefen, genügend Furcht eingejagt hatte, sah der freundliche Löwe vor der Thür einer Kneipe Posto. Er hatte ohne Zweifel Durst; er hat so gar sicher Durst, denn als er seinen Wüchdiger und die achtunggebenden Gendarmen antraten, sah, eilte er mit gewaltigen Schritten zu Tränke. Der Wüchdiger lief hinten nach und noch etwas weiter hinten die Gendarmen, denen die Jagd keinen besonderen Spaß zu machen schien. Endlich hatten die Verfolger ihre Beute erreicht. Der Löwe hatte sich vorichtig in eine stille Ecke zwischen dem Wassertrömpel und dem dazu gehörigen Bauernhause zurückgezogen und hatte, in Gemeinschaft mit zwei Enten, die ihn neugierig beguckten, der Dinge, die da tommen sollten. Juerst kam der beherzte Wüchdiger, der bald rittlings auf dem Löwen saß und einem der Gendarmen zurief: „Geben Sie mir rasch einen Strich!“ Der einzige Strich, den der Gendarm bei sich hatte, war seine dreifarbigge Degenscharpe; er band sie los und zitterte dabei an allen Gliedern, denn mit der Scharpe verlor er auch den Regen, seine einzige Waffe in dem bevorstehenden grausigen Kampfe mit dem Löwen. Es kam aber zu gar keinem Kampfe; der Löwe sah die Gendarmen der Reihe nach mitteleidig an, ging noch einige Schritte zur Tränke hinunter, um seinen Durst zu stillen, und ließ sich dann von seinem Wüchdiger wie ein Polzeigefangener abführen. Und dieser Löwe heißt — Brutus!

Der reiche Bantier Bouret in Paris konnte keinen feineren Wunsch, als am Hofe des Königs Ludwig des Fünfzehnten zugelassen und damit geadelt zu werden. Sein Ziel verfolgte Bouret mit höchster Fähigkeit, und es glückte ihm in der That, in dieser Beziehung eine Anbahnung zu finden; es kam nämlich dazu, daß Ludwig, der streng auf Adel am Hofe hielt, ihn im Schloß Marly, wo Bouret im Vorzimmer sich befand, beim zufälligen Passiren dieses Raumes ansprach: „Bin dankbar für Besuch, Monsieur Bouret, werde ihn erwidern und verspreche, zu einem Pfirsich auf Guer Landhaus zu kommen.“ „Gute,“ erwiderte Bouret, in Ehrfurcht erbebend, „Guer Majestät würden damit mein Glück auf den Gipfel treiben!“ Nun aber war das Versprechen Ausrufe, denn der König wußte, daß Bouret überhaupt kein Landhaus hatte. Allein der strebsame Bantier kaufte sofort Grundstücke in Croix-Fontaine, zog die ersten Architekten von Paris zu Rathe und errichtete nach ihren Plänen ein prächtiges Schloß; Möbel nach dem neuesten Geschmack wurden angeschafft, ein Park mit Garten angelegt, darin die seltensten Pflanzen und eine ganze Serie von Pfirsicharten, die ein Heer von Gärtnern pflegen mußte. Endlich war alles fertig, und Bouret wartete nun ungeduldig auf den Besuch des Königs. Aber die Zeit verging, und Ludwig kam nicht. Bemerksamer setzte Bouret alle Hebel in Bewegung, um dem König begegnen zu können. Steter Tropfen höhlet den Stein. Bouret setzte endlich eine Begegnung in Versailles durch. Man postierte den Bantier neben eine Thür, die Ludwig passiren mußte, und in der That sagte der König, als er sich plötzlich Bouret gegenüber sah: „Ah, Sie sind's, Bouret?“ Worauf dieser mit tiefer Verbeugung antwortete: „Gute hatten die Gnade, mit einen Besuch zu versprechen und mein Schloß durch dero Gegenwart ehren zu wollen!“ „Gut,“ sagte Ludwig, „wir werden in Ihrem Park eine Jagd veranstalten.“ Bouret zog sich ganz bezaubert zurück, aber den Jagdpart hatte er nicht. Da gab es jedoch kein Zögern für ihn, er kaufte unverzüglich große Wälder in der Nachbarschaft seines Gutes, und nun ging es an eine Jagdrichtung. Fasanerie, Säue, sonstiges Wild, Kleinwild und Fühner waren vorhanden, aber Jagdswagen, schöne Pferde, Hunde, Kutscher, Reitknechte, Hornisten wurden beschafft, die Unkosten belaufen sich auf vier Millionen. Auch ausländisches Geflügel und Wild setzte er ein, und inmitten des Waldes an einem Eichenhügel ließ er ein Monument des Königs in Lebensgröße aus Bronze aufstellen. Jahre verstrichen — der König kam nicht. Die Hofe nahen sich ab in den Ställen, die Hunde wurden ab in den Zwingern. Inzwischen war auch der König gealtert, und mit schwerem Herzen entschloß sich der gute Bouret, nochmals um den Besuch des Königs nachzusuchen. Es wurde Bouret in den Tuilerien eine förmliche Audienz bewilligt. Aber wie erkaunte Bouret: vor dem ehemaligen Majestät war nur noch ein gebrochener, vom Alter gekrümmter Mann an einem Stock stützig geblieben. „Gute,“ begann Bouret, „ich wage, daran zu erinnern, daß Sie bei mir zu jagen zugesagt hatten; mein Park stroht von Wild, das des Abschusses durch Eure Majestät wartet.“ „Zu bin zu alt zur Jagd,“ erwiderte Ludwig, „aber jagen Sie Madame Bouret, ich würde bei ihr gerne noch einmal tanzen, sobald ich die Sicht aus den Beinen los bin!“ Nun aber war Bouret unverheiratet, allein er verbeugte sich dankend und empfahl sich mit den Worten: „Gute, ich eile, Euren Worten die Hoffnung auf baldige Genesung hinzuzufügen, um alles vorzubereiten zu dem Tag, der mir das höchste Glück meines Lebens in Aussicht stellt!“ Mit Feuererger ging er auf die Brautschau, er wandte sich an alle guten Freunde, beanstandete Soireen, und dank seiner Dukaten war er bald genug verheiratet. Er heirathete eine Base der Frau Marquise von Pompadour. Und nun würde der König kommen, jetzt war es wohl sicher. Abermals gingen Jahre hin, der König zeigte sich nicht. Bouret geriet sich, nochmals um Audienz nachzusuchen, aber er gedachte in Versailles öfters Nachfrage zu halten. Jedem jedoch, wenn er erschien, verlinkelte ihm der Minister: „Seine Majestät gehen nicht mehr aus. Im Falle etwaiger Besserung wird er an sein Versprechen erinnert werden.“ Bouret wartete also immer noch und erkundigte sich respektvoll Tag für Tag nach dem allerhöchsten Ergehen seiner Majestät. Als dies absolut nichts fruchtete, dachte er, es könnte wohl nichts schaden, wenn er nochmals um einen Empfang bitte. Besagt, geh! Er warf sich in Wüchd und erklärte dem diensttuenden Kammerherren: „Ich möchte Seine Majestät

den König sprechen, um ihn an den Ball zu erinnern, den er auf meinem Schloß besuchen will.“ „Thut mir leid,“ erwiderte der Hofling, „werther Herr Bouret, allein Seine Majestät tanzt nicht mehr, denn soeben ist er gestorben!“

Die Intelligenz der Affen.

Eine medizinische Fachzeitschrift, die alte „Gazette Medicale de Paris“, berichtet in einer ihrer letzten Nummern: „Gewisse Affen in Guyana, die Brüllaffen, sind vielleicht die intelligentesten und sonderbarsten unter allen Affen. Sie sind nicht nur unermüdbare Redner und ausgezeichnete Sänger, diese „Tendore der Wälder“ sind auch hervorragende Chirurgen. Wenn ein Brüllaffe verwundet ist, eilen alle seine kleinen Kameraden zu ihm, umringen ihn, bedauern ihn lebhaft und, was noch wichtiger ist, sie helfen ihm auch. Die einen führen ihre Finger in die Wunde ein, als wollten sie deren Tiefe sondiren, die anderen suchen eilig Baumblätter, die sie in die Wunde einführen, um das Blut zu stillen. Noch andere machen sich auf und suchen heilende Kräuter, die sie auf die Wunde legen, um so eine schnelle Heilung herbeizuführen.“ Dieser Bericht, der zunächst etwas unwahrscheinlich klingt, dürfte doch den Reisenden, die Gelegenheit haben, Affen aus der Nähe zu beobachten, durchaus glaubhaft erscheinen. Und um ihn zu bekräftigen, führt Henry de Barville in den „Annales“ aus seinen eigenen Erfahrungen einige nicht minder merkwürdige Bemerkungen der Intelligenz der Affen an. Der berühmte Schimpanse Edgar, den die Pariser im Jardin des Plantes viel bewundert haben, sammelte in einer alten Kaffertolle allerlei Stiefelsteine, die er zum Aufstauben von Kernen brauchte, ein Stück Glas und ein Stück schwarzes Zeug. Was wollte er aber mit dem Stück Glas und dem Zeug anfangen? Er that das Zeug hinter das Glas und stellte sich so einen Spiegel her, in dem er mit dem Ausdruck größter Befriedigung immer wieder sein Gesicht betrachtete. Dieser Zug ist um so bemerkenswerther, als die Thiere gewöhnlich sehr selten irgend welches Erstaunen zeigen, wenn sie ihr Gesicht in einem Spiegel erscheinen sehen; die Hunde z. B. wenden vor einem Glas-Schrank meist den Kopf ab und gehen fort, ohne ihren Doppelgänger zu beachten. Die Erfindung des Spiegels durch einen Menschenaffen ist eine Thatsache, die eine ganz anders entwickelte Intelligenz anzeigt, als sie die Affen von Guyana durch die Hilfeleistung an Verwundeten beweisen. Uebrigens kommt es nur bei den Affen und bei dem Hunde vor, daß die verwundeten Thiere sich gegenseitig beistehen. Merkwürdig ist in dem erwähnten Fall, daß die Affen auch den Blutverlust zu stillen wissen, und daß sie die heilkräftigen Kräuter kennen. Barville erzählt einen Fall, den er selbst erlebt hat und alles ihm Bekannte übertrifft. Das Abenteuer begegnete ihm in Mittelamerika, am Rande eines mächtigen Urwaldes. Er hatte einen kleinen Menschenaffen gefangen und gab ihm die Freiheit erst nach einigen Monaten wieder, nachdem er sich gewöhnt hatte, in einer Hütte an der Seite des Menschen zu leben. Es war ein ausgezeichneter Gefährte, der sich sehr schnell zivilisierte und sehr unabhängig war. Oft ging er den ganzen Tag über fort und pünktlich am Abend stellte er sich immer wieder ein. Er sprang dann seinem Herrn auf die Schulter und überhäufte ihn mit Liebesungenen. Eines Tages brachte sich sein Herr infolge einer Ungeschicklichkeit eine tiefe Schnittwunde mit einem Messer am Finger bei, als er von einem Baume einen Zweig abschneiden wollte. Als der Affe das Blut in Strömen fließen sah, verschwand er plötzlich. Barville hatte bereits den Finger mit seinem Taschentuch umwickelt, als einige Minuten später der Affe wieder bei ihm erschien, mit einem Pack Blätter in der Hand. „Ich verstand, was er wollte, und legte die Blätter auf die Wunde. Pedro — so hieß der Affe — bezeugte seine Befriedigung darüber durch zahllose Lustsprünge. War dies nun Zufall? Oder war es ein Akt der Ueberlegung? Es scheint mir schwierig,“ schreibt Barville, „hier an einen Zufall zu glauben. Das Thier schien zu befriedigt darüber zu sein, daß ich seine Blätter benutzt hatte, als daß man nicht glauben müßte, daß es sie in der Absicht, meine Wunde zu heilen, gepflückt hatte.“



Passagier (der von seiner Schwiegermutter abgeführt wird, stöhnend): „O ja doch, fahren Sie ab, Schaffner!“

Stockholm wird bestaubt.

In dem diesjährigen Touristenjahrbuch für Schweden behauptet der Fahlborg, daß der berühmte Mälars-See, an dem die Inselstadt Stockholm liegt, später einmal ganz ausgetrocknet sein wird. Er weist dabei auf die Thatsache hin, daß seit langem schon eine Hebung des schwedischen Bodens bei gleichzeitiger Senkung der deutschen Mittelmeerküste erfolgt. Besonders deutlich soll jene im Mälars-See hervortreten. Wo man früher Fische fangen konnte, stehen jetzt wogende Kornfelder. Ursprünglich war der Mälars-See eine tief in das Land schneidende Meeressucht; erst am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts wurde er durch die Schleuse bei der Stockholmer Norström-Brücke in ein stehendes Gewässer verwandelt und nach und nach als Binnengewässer süß. Das allmähliche Versinken dieser malerischen Dampferstraße ist nicht nur im landschaftlichen, sondern zugleich im geschichtlichen Interesse sehr zu bedauern. Denn das Inselgeschloß Gripsholm mit seinen düsternen Mauern, berühmt durch seine historische Porträtsammlung und berüchtigt durch den tragischen Tod von Gustav Wasas ältestem Sohn, dem Könige Eric XV., wird dann später kein Inselgeschloß, sondern nur ein gewöhnliches Landgeschloß sein. Tempora mutantur!

Geingegangen.

Wirth (zur eintretenden Touristenfamilie): „A Bier g'fällig? Grad ham ma anapfst!“ Herr (hohnfollig): „Nein, Wir wünschen wir nicht. Wir sind Abstinenzler. Wasser, lieber Herr Wirth, Wasser ist für den Menschen die Hauptfache und nicht der Alkohol! Aber drei Glas Milch können Sie uns bringen!“ Wirth (verblüfft zu seiner Frau): „Was hat er g'sagt? Abstinenzler ist er und Wasser wär' die Hauptfache? Na, mir kann's recht sein! Da schau halt nur, daß bei der Milch, die er bestellt hat, die Hauptfache aa net fehlt!“

Der Bantiofscheib.

Richter: „Sie wurden von dem Angeklagten bis zum Hause verfolgt, und erst dort gab er Ihnen die Fische? Warum flüchteten Sie denn nicht ins Haus?“ Kläger: „Ich bitte Sie, es war zwei Uhr Nachts, von meiner Alten hätte ich doch noch mehr getriegt!“

Wistranisch.

Ein junger Doktor hat sich in der Residenz niedergelassen. In den ersten acht Tagen hatten sich wohl alle möglichen Geschäftleute, jedoch nicht ein einziger Patient eingefunden. Am neunten Tage aber tritt der Diener in das Zimmer und meldet: „Herr Doktor, jetzt ist wirklich ein Patient draußen!“ „Johann,“ erwidert der junge Arzt, „fragen Sie ihn lieber noch einmal genau!“

In Verlegenheit.

Kurt Bernau ist seit acht Tagen glücklich verheiratet. Der Einladung eines befreundeten Gutsbesizers folgend, nimmt er Margarethen, eine Schied von Margarethen, um eine Jagd mitzumachen, von welcher er Abends zurückkehrt. Mit strahlendem Gesicht schläft er ein ganzes Reich in die Küche. „Schau nur, Gretel, meine Jagdbeute! Das wird ein prächtiger Braten werden, denke ich!“ Verzagt blickt sein Weibchen auf das schöne Wild. „Schade, schade“, klagt es, „ich besitze doch keine so große Schüssel!“

Wama weiß alles.

Eine Dame aus der Stadt macht mit ihrer Tochter in der Sommerfrische einen Spaziergang durch die Kartoffelfelder. „Was sind denn das für Pflanzen?“ wendet sich das Fräulein an einen des Weges kommenden Bauern. „Nu, was soll das sein?“ lacht er, „Kartuffeln!“ „Aber warum blühen denn die bald weiß, bald roth und dann wieder blau?“ „Dat will id Sei seggen,“ erklärt der Bauer — „da mitten, das sünn Salzkartoffeln, ra rothen, das sünn Bekkartoffeln, un da bluen, das sünn Bratkartuffeln!“ Die Mutter (vorwurfsvoll zu ihrer Tochter): „Und das wußtest du nicht, du dummes Böz?“

Schon recht.

Ein Sachse, der längere Zeit im Auslande weilte, trat nach seiner Rückkehr in einen Laden, um die Wahrheit der Ankündigung: „On parle francais“ zu erproben. Er sprach den „Sift“, der zunächst erschien, französisch an; dieser schüttelte den Kopf und holte den Kommis; aber auch dieser wußte keinen Bescheid und ließ den Prinzipal holen. Dieser wachte mit den Achseln und wollte eben sein Bedauern ausdrücken, als es dem Käufer herausfuhr: „Na, wer spricht denn eigentlich französisch?“ Da ließ sich der Sift vorlaut vernehmen: „Menschen des die Fremden!“

Vorgefragt.

„Freu' Dich, Weiber! Ich hab' heute zwei vorzügliche Dienstmädchen engagirt!“ „Aber, Mann, wozu zwei Mädchen? Wir brauchen doch nur eine!“ „Das ist schon in Ordnung! Die eine kommt morgen, die andere in acht Tagen.“

Der Feuertwedder.

Ein launiges Posturiosum wird der „Dr. Morgenst.“ mitgeteilt. In München, meinem ehemaligen Wohnsitze, so erzählt die Zeitschrift, war ich auch Inhaber eines königlich bayerischen Telefonhanrens. Wie bei uns in Preußen wird auch im schönen Bayerlande die telefonische Verbindung durch Damen hergestellt. Ganz im Gegensatz zu Breslau stand ich mit den Münchener Telefonfräulein auf einem ziemlich freundschaftlichen drahtlichen Verkehrswege. Eines Nachts langte ich — ich glaube, ich war kurz vorher im Hofbräuhaus — zu etwas später Stunde zu Hause an. Am nächsten Morgen sollte ich um fünf Uhr früh eine Reise antreten. Mich niederlegen und erst in später Mittagsstunde erwachen, wäre — ich kenne mich darin sehr genau — eine feststehende Thatsache gewesen. Eine Beduher nannte ich auch nicht mein eigen. Da kam ich auf eine kühne Idee: das königlich bayerische Fernsprechamt muß mit aus der Verlegenheit helfen. Ich hob die Hörer ab. Das Fräulein vom Amt meldete sich: „Hier Amt!“ — „Ah, mein liebes Fräulein (Liebes)“ betonte ich nachdrücklich, „hätten Sie nicht die Güte, mich um Punkt fünf Uhr telefonisch zu wecken, ich muß dringend verreisen.“ „Ja“, ich werde mal so gut sein, schlafen Sie wohl!“ — Punkt 5 Uhr schnarrte das Telefon mit einer Beemung, als ob nicht ein in schweren Schlaf Verfallener, sondern ein Todter geweckt werden sollte. Ich sprang aus dem Bette und lief an den Fernsprecher. „Fünf Uhr aufstehen!“ tönte es mir lustig entgegen. Ich war entsetzt und gab meinen Gefühlen in bedrübten Worten Ausdruck. Doch das königlich bayerische Telefonfräulein schneidet mir das Wort vom Munde ab, indem sie meinte: „Bitte — keine Beamtenbeleidigung...“

Der Rächtliche.

William Jennings Bryan erzählt gerne eine Geschichte aus der Zeit, da er noch nicht so gut bekannt war wie jetzt. Ein gefeierter Kampagneredner Nebraska sollte in einer politischen Versammlung in Lincoln die Hauptrede halten, erkrankte aber im letzten Moment und Bryan mußte für ihn einspringen. Natürlich machte es Herrn Bryan etwas nervös, einen älteren und weit besser bekannten Redner zu vertreten, und die Worte, mit denen ihn der Präsident der Versammlung den Aufstehenden vorstellte, waren auch nicht gerade geeignet, seine Zuversicht zu heben. „Mitbürger,“ sagte der Vorsitzende, „das hier ist der Stellvertreter für unseren leider plötzlich erkrankten Staatsmann. Ich weiß nicht, was er leisten kann, aber die Zeit war zu kurz und wir mußten den nächsten besten Redner nehmen, den wir kriegen konnten.“

Ein schöner Name.

Es dürfte wohl schwer fallen, einen Potentaten zu finden, der auf einen längeren Namen stolz sein kann, als der König von Siam. Europäer reden ihn meist als Chulalongkorn an, aber sein voller Name lautet in Wirklichkeit: Somdetphra-Varamind-Naha = Chulalongkorn = Patind = Debha = Naha = Mong = Hut = Pura-Na-Rata = Raja = Ja = Ramong = Ba-Rui = mabrongse = Parabul = Worak-Rat = tiana = Raja = nitarotama-Chaturanta = parama = maha = Chat-rubar = tiragantana = Parumadham-metamaha = ruzad = Hira = Paramanant = Pakit = Pbra = Chulachomklow = Chom = Julgwa.

Wielands Wohnhaus.

Aus Weimar schreibt man: Nachdem vor Jahren schon das Wohnhaus Wielands in der Nähe des alten Hoftheaters „modernisiert“ und im Frühjahr dieses Jahres auch die alte Vorjahrmauer zu Wielands Hofe, hinter der noch der unveränderte Werdestall des Dichters lag, abgebrochen worden war, hat man jetzt auch die letzte Spur von dem ehemaligen Heim des „Oberon“-Dichters, die alte Thür, durch die er so oft seinen Weg genommen, ausgebrochen, um sie entweder ganz durch eine neue zu ersetzen oder aus der alten dem Geiste der Neuzeit weitere Konzeptionen zu machen. So fällt in Weimar eine klassische Erinnerung nach der anderen trotz aller Verordnungen, Gesetze und Vereinsmeierei „um Schutze der Alterthümer.“